

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 228 (1955)

Artikel: Zwei Meter im Geviert
Autor: Nägeli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Meter im Geviert

Erzählung von Ernst Nägeli

Gerade wie der Lindenbauer seinen Pflug wendet, tritt die Sonne hinter schmutziggrauen Wolkengebilden hervor, und ihr erster Strahl scheint die im trockenen Ackerboden blankgeriebene Pflugschar zu treffen. Das silberne Glitzern springt zurück auf Klaus Baumanns Gesicht. Die zahllosen Runsen und schmalen Fältchen dieses verwitterten Bauerngesichtes beginnen aufzglühen, wie bescheidene Zufriedenheit legt es sich darüber hin.

Mit einer geruhigen Bewegung setzt Klaus den Pflug zur neuen Furche an, betätigt den Stellhebel und ruft, mehr gemächlich als aufheizend: „Hüh!“ Die zwei großen Ochsen beugen ihre Nüden unter dem Joch. In langsamer Bewegung drängen sie vorwärts, hinterher gräbt sich der Pflug knirschend in die förmige Erde und legt sie um.

Hundert Meter weiter nordwärts fährt der Auhofer Jonas Bähler. Er hat seine drei eleganten Halbbblutpferde nebeneinander gespannt und werkt wie besessen. Das schmächtige Knechtlein darf die Tiere keine halbe Minute verschaffen lassen. Währenddem er sie herumdirigiert, hat der Meister den Pflug schon wieder in die Furche geworfen, und sein „Vorwärts!“ ertönt scharf und schlechtgelaunt, bevor das äußerste Roß richtig neben den anderen steht.

„Der scheint das Pflügen heut im Afford zu versehn“, macht Klaus Baumann in einer Pause zu seinem Buben, während er mit dem Rinn in der Richtung nach dem Auhofer deutet. „Solchem sag' ich nicht mehr ehrbares Ackerwerk – das ist bloß noch stumpfes Furchenfressen am laufenden Band!“

„Wahrscheinlich ist er wild, weil wir ihm hier gewissermaßen in die Quere gekommen sind mit unserem Tagwerk“, meint Peter unter hilflosem Achselzucken. „Namentlich mich würde er wohl lieber ins Pfefferland wünschen – statt mich einen ganzen lieben Tag lang während der Arbeit vor Augen haben zu müssen. Doch was kann ich dafür? – nichts kann ich dafür...“ Tiefe Mutlosigkeit klingt plötzlich aus den Worten des jungen Burschen.

„Du brauchst dir nichts vorzuhalten in dieser Sache“, kommt daraufhin die warme, aufrichtende Stimme des Vaters. „Du und die Marianne seid allweg nicht bloß von euch aus daraufgekommen. Das will auch der Herrgott so haben. Und was unser Herrgott zusammentut und seinen Segen obendrauf gibt, das reiht auch der Auhofer-Jonas mit seinen drei Pferden und fünfundzwanzig Kühen nicht mehr auseinander! Verlaß dich da drauf!“ Bedächtig schaut er etwas festgeklebte Erde von den Pflugriestern und setzt hernach seine Pfeife neu unter Dampf. „So – es kann wieder losgehen.“

Peter, neben den Ochsen herschreitend, sinnt während diesem mühsamen Stolpern über die frischgewendeten Furchen an des Vaters Rede herum. Was der Herrgott zusammentut, reiht auch der Auhofer nicht mehr auseinander ... Ein gutes Wort, das einem wahrhaftig Mut machen kann! Wenn bloß der Marianne ihr Vater, der Jonas, dessen Wahrheit endlich auch einsehen wollte! Doch der Auhofer hat mit seiner Tochter eben Höheres im Sinn. Irgendeinen Geldhengst soll sie bekommen, einen, der Haufen zu Haufen schleppt. Dazu langt der bescheidene Bauerngewerb „Zur Linde“ halt eben nicht. Trotzdem das Anwesen mit seinen rund zwanzig Zehart Boden sich sehen lassen darf, weiß man auf dem Auhof sehr wohl, daß Klaus Baumann seinen heutigen Besitz unter mühsamstem Streiten erarbeitet und aufgerundet hat und daß daher noch mancher Tausender der Bank oder eines privaten Geldgebers darauf liegt. Und das ist ein Mangel. Alles, was nach Schulden riecht und irgendwie nicht den Duft genügend prächtiger Hablichkeit auszuströmen vermag, ist in des reichen Auhofers Augen ein Mangel. So werden Menschen, die der Kargheit Hauch nie zu spüren bekamen, die sich einfach bei ihrer Ankunft in dieser Welt in ein von Vater und Vorvätern schon warm zubereitetes Nest hineinsetzen könnten ...

Die Lindenbauern rückten mit ihrem Arbeitswerk langsam gegen das Ende des Ackers, da die Furchen immer kürzer werden und die Parzelle schließlich in einen spitzen Winkel ausläuft. „Hier hätte man schon lange einmal mit dem Auhofer neu vermarchen sollen“, sagt Klaus Baumann unter leichter Besorgnis, wie er zum letzten Male

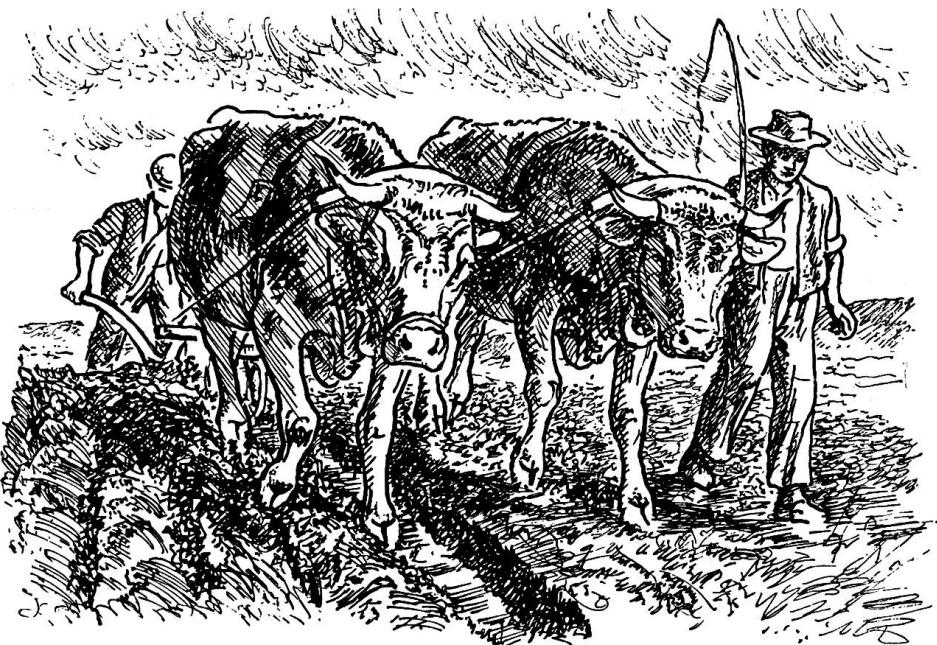
den Pflug kehrt. „Der Stein ist seit Jahr und Tag nicht mehr vorhanden. Doch bis jetzt hat man stets die March beiderseits so anerkannt, wie sie daliegt. Keiner rüttelte daran. Wenn dieser Zustand auch die gegenwärtige Krise zu überhauen vermag ... Mit dem Jonas wäre heut wahrscheinlich nicht eben gut marchen.“

Sauber gewendet liegt der Acker da. Während die Ochsen ihre hungrigen Mäuler ins Gras des schmalen Bördleins senken, schient man den Pflug auf. Klaus ist zufrieden, wie immer nach einem gut und geruhig verlaufenen Ackerntag. Morgen wird Peter die Furchen mit der Egge fein machen, hernach kommt der Weizen hinein.

Plötzlich, ehe sie anfahren können, steht auf der Grenzlinie die wohlgenährte Proßgestalt des Auhofers Jonas Bähler. Sein Gespann mit dem Knechlein hat er drüben stehen und endlich ausschnaußen lassen. Düster funkeln seine stahlgrauen Augen nach Klaus. Mit dem Peitschenstiel weist er vor sich über die letzten Furchen. „Da ist, mein ich, wieder einmal weit genug geackert worden!“ droht sein nicht eben freundnachbarlicher Gruß.

Klaus bewahrt eine seltsame Ruhe. Es ist, wie wenn er etwas Ähnliches an diesem Tag noch erwartet hätte. „Nicht weiter als jedes frühere Jahr“, gibt er sehr gelassen zurück, und bindet den Imbisskorb mit einem Strick auf dem Pflug fest.

„Soso! – Du bist eben all die Jahre schon zu weit gefahren und fast bei jedem neuen Pflügen noch um eine Furche weiter! In meiner unbegreiflichen Großmut habe ich mir das bis heute gefallen lassen. Doch wenn man dem Esel zuviel Spielraum lässt, schlägt er über die Stränge. Jetzt aber ist Schluss mit dem fadenscheinigen Spiel! Jetzt wird gemarcht – und das mit dem Richter!“ Wie sich des Jonas Rede von Saß zu



Peter, neben den Ochsen herschreitend ...

Saß mehr erhöht hat, so ist auch sein fleischiges Gesicht rot und röter geworden.

„Wenn gemarcht werden soll, ist's mir recht“, sagt der Lindenbauer bedächtig. „Einen Richter aber brauchen wir dabei hoffentlich nicht. Wir wissen beiderseits, wo die March all die langen Jahre durchging. Hier ist ein Spaten – dort am Bördlein liegen Feldsteine genug. Wir brauchen uns bloß einen passenden davon auszusuchen, dann können wir ihn gleich setzen.“

Doch der Gewaltige fährt wie gestochen auf: „Ein verfluchter Schwindel ist's, daß die March recht sein soll! Ich sagte ja schon: nur dank meiner fast an Dummheit grenzenden Großmut nahm ich's so hin! Nun aber werden sie auf dem Amt aus ihren Büchern schon herausfinden, wieviel von diesem Acker hier noch zum Auhof gehört!“

Das ist endlich auch für Klaus Baumann zu viel. Diesen Boden hat er in verwahrlostem Zustand gekauft, erarbeitet, Franken um Franken abgetragen die Schuld. Er hat die Steine darausgetan, ständig gedüngt, immer und immer wieder umgebrochen und gesäubert, bis es vorzügliches Land war. Und nun steht da einer auf der Marchlinie, dem die Bosheit und der Geizteufel aus den Augen irrlichtern, und hält ihm den Schelm –

sozusagen den Marchsteinwerzeher, vor. Das ist reichlich starker Tabak – selbst für den Lindenbauer, den nur schwer etwas aus seiner Ruhe bringt.

Er steht jetzt mit ein paar Schritten dicht vor dem andern. Schroff deutet er auf den sie im Augenblick noch trennenden Bodenstreifen. „Hier haben du und ich seit Jahren die rechtmäßige March anerkannt! Wollen wir den Stein setzen – oder nicht?“

„Nein – dorthin gehört er!“ fallen wie Hammerschläge des Auhofers Worte.

Da dreht sich Klaus auf dem Absatz um und schreitet zu seinem Gespann. Über die Schulter zurück ruft er bitter: „Dann gehst du tatsächlich am besten zum Richter. So billig lasse ich mir nichts – und wenn's auch bloß ein Zipfel ist – von meinem Grunde abzwacken. Zu hart habe ich darum streiten müssen ...“ Der Bauer ist jetzt in

ihm erwacht, der sich seit urdenklichen Zeiten wehren mußte um Recht und Besitz. Das ist etwas Heiliges um den Besitz des Bodens, und wo der Kampf darum anhebt, wird nicht ein Schuhbreit freiwillig geopfert. Zu viel Schweiß, harte Mühen und bittere Sorgen lieben daran.

„Fahr zu!“ gibt der Lindenbauer seinem Sohn das Zeichen. Ein kurzes, brutales Lachen steht hinter ihnen auf, wie sie vom Ackerrand in den Feldweg einbiegen. Dann wendet sich auch der Auhofe mit trockenem, alles um sich her gleichsam unter seine Schuhe stampfenden Schritten wieder seinem Ackergespann zu. Mit den flinken, heißenblütigen Rossen wird er das kleine Veräumnis bald eingeholt haben ...

„Ob er's so weit treibt?“ fragt Peter, offensichtlich niedergedrückt.

Doch der Vater schreitet stolz und senkrecht neben dem Pflug einher. Nichts Ungewisses oder gar Gequältes verrät seine Haltung. „Er soll – wenn er mag! Das Recht liegt auf unserer Seite. Ich fürchte mich nicht.“

Peter läßt die Ochsen vor sich herziehen und verkürzt seine Schritte um ein Weniges. Damit näher an den Vater herangekommen, meint er besorgt: „Das Recht liegt auf unserer Seite – bestimmt. Aber der Auhof-Jonas besitzt Gewicht. Er hockt in allen Ehrenämtern. Mit dem Gerichtspräsidenten spielt er am Sonntag in der ‚Traube‘ Karton. Sie sind Duzfreunde. Wenn er's tatsächlich soweit bringt ... Vielleicht hättest du doch einlenken sollen. Es handelt sich ja um ein winziges Zipfelchen – wenige Quadratmeter bloß.“ Deutlich zittert in Peters Worten die Angst mit, im Handel mit dem Großen zu unterliegen. Daraufhin würde er von diesem noch härter verachtet werden.

Doch Klaus Baumann sagt mit sehr ernster Stimme: „Jeder Schuhbreit unseres Hofes ist ehrlich erworbsener Boden – auch diese



Mit dem Peitschenstiel weist er vor sich über die letzten Furchen.

paar Quadratmeter. Darum trete ich sie nicht freiwillig ab – erst nicht an den Auhofer. Er weiß wohl gut genug, daß das Recht auf meiner Seite ist. Ihm geht es natürlich auch nicht um den winzigen Uterzipfel. O nein – so einfältig ist der Jonas nicht! Jedoch als Marchverschieber brandmarken möchte er mich und dich! Und damit – hofft er wahrscheinlich – würde Marianne doch zur besseren Einsicht kommen.“

Peter lenkt die Ochsen in den Zufahrtsweg, der nach dem Lindenanwesen führt. Schritt für Schritt trotzen die massigen Tiere an der Deichsel, und wie Peter sie sinnend betrachtet, kommt es plötzlich seltsam über ihn: Natürlich – auf dem Auhof fuhrwerkt man bedeutend herrschaftlicher. Zwei, drei hizige Halbbüter stehen dort immer im Geschirr. Dazu weilt im Stall oder in hocheingefriedeter Weide noch das Offiziersroß des jungen Bähler. Doch das ist hauptsächlich zum Anstaunen und für die Sonntagsritte ... Ja, da mußte sein Vater schon besser rechnen! Ochsen stehen billiger am Futter und legen zudem, wenn sie nicht schaffen müssen, etwas unter die Haut. Alle zwei bis drei Jahre ist der eine feist und trägt einen schönen Bahen Geld ein. Auf dieses Geld ist man in der Linde angewiesen. Bescheidenes Klein- oder Mittelbauernlos ... Muß man da den Auhofer Jonas Bähler in seinem unermesslichen Reichtum nicht ein ganz klein wenig verstehen, daß er seiner einzigen Tochter nicht ohne Hieb und Streich diesen kolossalnen Schritt vom Licht in den Schatten zu nehmen erlaubt?

Auch Klaus macht sich seine Gedanken, und auch bei ihm gibt das schwerfällige Ochsengespann Unlust dazu. Ja, Staat machen kann er nicht damit – nicht wie andere in lüpfigem Trabe durchs Dorf kutschieren. Doch er hat sich bereits seit Jahren daran gewöhnt. Bei ihm selbst ging es im ganzen Leben ohne Trab; langsam aber beharrlich ist er seinen Weg geschritten, vom Hüterbuben zum Viehfnecht und Melker – endlich bis zum selbständigen Landmann! Hätte er zu traben versucht, würde er auf halber Strecke außer Atem gekommen sein. Und wenn er die Linde mit Pferden belastet hätte, statt sie die finanzielle Wohltat des Ochsengespannes genießen zu lassen, dann würde er heute noch nicht da stehen, wo er jetzt steht.

Einmal – so hofft Klaus – wird die Linde so weit sein, daß man nicht mehr derart knapp rechnen muß. Dann wird man, dem Buben zulieb, den einen Ochsen gegen ein Roß umtauschen. Diese Zeit hätte eigentlich jetzt schon nahen können, wenn der Auhofer an seinem Mädchen nicht den Hund gemacht und ihm mit enterben gedroht haben würde. Die Marianne würde dem Peter manchen Tausender in die Ehe bringen! Das erste Geld, ohne vorangegangene harte Arbeit den Weg nach der Linde findend. Darum hätte man sich seiner auch nicht zu schämen gebraucht. Doch nun ist alles das noch weit, weit weg – was zwischen dann und jetzt geschieht, weiß niemand. Die Jungen aber sollen nichtsdestoweniger tapfer und treu zusammenhalten. Schließlich ist es die Marianne auch wert, ohne Auhogeld nach dem bescheidenen Höflein zur Linde zu ziehen!

Senfrecht wie er daherschreitet, denkt Klaus Baumann.

*

Der Auhofbauer Jonas Bähler treibt es tatsächlich so weit!

Durch seinen Rechtsanwalt läßt er gerichtliche Klage erheben gegen Klaus Baumann und beschuldigt diesen, wider besseres Wissen über eine bestehende Feldmarche hinausgeadert zu haben. Der Advokat versteht es beim Zurechtdrehseln der Klage ausgezeichnet, die Sache für den Beplagten schon auf ein kritisches Geleise zu rangieren. Es erfolgt ein gerichtlicher Augenschein an Ort und Stelle unter Bezug des Grundbuchgeometers. Der tatsächliche Verlauf der Feldmarche kann nicht mehr ganz einwandfrei festgestellt werden, doch ist immerhin die Möglichkeit nicht aus der Welt zu schaffen, daß dieselbe ursprünglich etwas mehr nach Süden zu lag. Die Waage scheint wirklich auf des Auhofers Seite eher etwas zu neigen ...

Im Dorf verfolgt man gespannt den nicht alltäglichen Handel. Jedermann, selbst seine Kollegen in den verschiedenen Ehrenämtern, möchten dem prozigen Jonas Bähler eine gründliche Abfuhr von Herzen gönnen. Denn es liegt klar auf der Hand, daß er mit der Klage gegen den Lindenbauern anderes bezweckt als die Gewinnung von einigen Schuhbreit Land. Und daß Klaus Baumann, den man im Dorf und darüber hinaus als

redlichen Schaffer kennt, kein Marchsteinversteher sein kann, weiß jedes Schulkind. Die Waage des Rechtes muß sich schließlich doch auf seine Seite neigen.

Seine näheren Freunde raten ihm, auch einen Advo^katen zu nehmen. Sonst rede des Auhofers Fürsprecher mit seinem fürchterlichen Maulwerk das läbliche Gericht samt dem Vermessungsbeamten und allen Rechtsgrundäzen zu Boden. Klaus weigert sich zuerst entschieden. Noch nie in seinem Leben hat er mit Advo^katen zu tun gehabt, denn er ist stets seinen geraden Weg geschritten, und auf geraden Wegen gerät man nicht so schnell in Rechtshändel hinein. In seiner lauteren Ehrlichkeit ist er auch des Glaubens, daß ein Gericht das Recht von sich aus finde und man es nicht mit extra dafür geschulten und bezahlten Leuten verteidigen müsse. Das ist in gewissem Sinn ein Fehler, den Klaus noch gerade rechtzeitig einsieht. Jetzt zieht er seine Sonntagskleider an und fährt nach dem Städtchen, um seine Sache einem ihm von den Freunden empfohlenen Rechtsanwalt anzuertrauen.

Damit ist die Geschichte soweit, wie der Auhof-Jonas sie vorderhand haben will. Ein Prozeß, dessen Lebensfaden gewissermaßen in den Händen der Anwälte liegt, und diese können bekanntlich so eine Attacke nicht von heute auf morgen zu Ende reiten. Das ist auch absolut nicht notwendig, denn Prozeßgegner ist ja der Lindenbauer, und demzufolge wird man mit den Leuten von der Linde bis auf weiteres keine Beziehungen mehr pflegen. Damit besitzt er endlich einen sozusagen handgreiflichen Grund, seiner Tochter jeglichen Verfehr mit dem jungen Baumann strikte zu untersagen. Und in der Folge wird er auch die heimliche Angst loswerden, die ihm immer wieder einflüstert, die beiden Jungen könnten in ihrem Trotz eine dumme Suppe einbrocken, die dann allerdings nicht mehr gut anders als mit einer noch dümmeren Heirat auszulöffeln wäre.

Jonas Bählers fleischiges Gesicht mit den stahlharteten Augen und dem brutalen Zug um einen wulstigen Mund glänzt unternehmungssicher. Oh – er wird den Wagen schon deichseln! Das wäre die erste wesentliche Sache auf dem Auhof, die er nicht nach seinem Kopfe zu zwingen vermöcht. Und die Marianne, sein Kind, wird ihre Torheit

schließlich einsehen. Später weiß sie ihm sogar einmal heißen Dank dafür – dessen ist er gewiß. Später, wenn sie drüben in Reutigen auf dem stolzen Buchhof sitzen kann, statt sich mit dem jungen Lindenbauer, seinen kleinen Verhältnissen und großen Hypotheken herumzuschlagen.

„Marianne!“ ruft er dröhnend, „Marianne, wo stehst du auch wieder?“

Das schlanke Mädchen mit dem edlen Gesicht, jede Ähnlichkeit mit dem grobbehauenen Zügen des Vaters leugnend, kommt auf den herrischen Ruf vom Nebenzimmer herein. Jonas mustert seine Tochter im Herausstreiten rasch. Wie zuweilen schon, ärgert er sich auch heute heimlich, daß seine Kinder derart eindrücklich ihrer Mutter nachschlagen. Auch Christian besitzt wenig oder nichts von des Vaters gewaltiger, vierschrötiger Art, die sich schon mit dem bloßen Körpergewicht überall im Leben Respekt und gewissermaßen freies Durchgangsrecht zu verschaffen versteht. Wenn er in seiner enganliegenden Leutnantsuniform mit dünnen Spindelbeinen auf dem Gaule hockt, könnte man ihn für ein armes Dorfschneiderlein halten, das Zeit seines Lebens noch nie genug zu essen gekriegt.

Der Auhof-Vater rückt jetzt seiner Tochter rasch einen Stuhl zurecht. Sie bleibt jedoch, die Hände auf dessen Lehne gestützt, stehen und wartet. Eine noch unbekannte, aber düstere Ahnung zieht vor ihr auf. Der Vater will etwas von ihr, dazu sie nein sagen muß ...

„Du – am Sonntag kommt Besuch!“ macht Jonas Bähler endlich geheimnisvoll. „Was sagst du dazu?“

Marianne gibt sich noch ganz unbefangen, trotzdem sie schon alles zu erkennen glaubt. „Erst sollte ich vielleicht wissen, Vater, wie der Besuch heißt, bevor ich mein Gutachten darüber abgeben kann.“

„Du kennst doch den Gruber Sepp auf dem Buchhof zu Reutigen drüben? Der!“

„Kommt er wegen des Fohls? Du hast mich doch bis jetzt nie wegen eines Rosshändlers um meine Ansicht gefragt. Red' doch mit Christian!“

Der Vater übergeht diesen Hinweis beharrlich. „Ja – er will auch das Fohlen ansehen ... Eigentlich aber ist der hauptsächliche Grund seines Sonntagsbesuches der: er sollte eine brave Frau

haben! – So, nun weißt du das Wichtigste. Was sagst jetzt dazu ...?“

„Du hast ihn herbestellt!“ ruft Marianne jäh, und ihr ganzes Wesen scheint mit einem Male verwandelt. Deutlich kommt es jetzt zum Durchbruch, daß sie eben doch ihres Vaters Tochter ist und wie dieser eine Sache mit starrer Hartnäckigkeit verteidigen kann bis zum Sieg.

Jonas Bähler läßt sich durch dieses blitzartig veränderte Gebaren seiner Tochter keineswegs aus der Fassung bringen. „Nein, ich hab ihn nicht herbestellt“, sagt er mit ernster Bestimmtheit.

„Der Gruber hat bei mir in aller Form aus seinem eigenen freien Entschluß um deine Hand angehalten. Er hat sich vorerst mein Wort holen wollen, bevor er mit dir redet, wohl wissend, daß auf dem Auhof noch der Meister befiehlt. Und um nun auch mit dir zu reden, kommt er eben am Sonntag hieher. Ich rate dir“, – des Bählers Stimme geht vom gemessenen Ermahnungs- in den schon etwas schärferen Befehlston über – „den Buchhofer anständig zu empfangen! Er besitzt ein schönes, abbezahltes Gut drüber – ich habe mich rechtenorts erkundigt, daß es tatsächlich abbezahlt ist – das Gut ist sehr ertragreich, und zudem verdient er mit seinem Rosshandel ein mächtiges Geld! Dir wird nicht bald wieder eine ähnliche Partie unter die Hände laufen.“

„Der Buchhof ist recht, und gegen den Buchhofer selbst habe ich auch nichts einzuwenden – bloß etwa, daß er es bei seinen Rosshändeln mit der Wahrheit nicht immer restlos genau nimmt. Das ist nun allerdings kaum ein Grund zum Neinsagen – das andere aber ebenso wenig einer zum Ja sagen. Ich werde den Gruber übrigens, wie du es wünschst, anständig empfangen und ihm auch anständig Bescheid geben, wenn er mich etwas fragt.“ Diese Rede des Mädchens hat nun ebenfalls sehr entschieden geklungen, und obendrein macht die Sprecherin noch Miene, einfach hinauszugehen.

„Du willst also nicht?“ poltern die Worte bös aus des Auhofers Mund.

„Nein ...“

„Der andere, der Marchsteinverseher, ist dir immer noch lieber?“

Marianne kommt zwei zornige Schritte zurück. „Peter ist kein Marchsteinverseher – Vater!“

„Aber sein Alter ...!“

„Auch Peters Vater nicht! Das weiß ich bestimmt. In der Linde wohnen ebenso ehrliche Menschen wie auf dem Auhof ...“

„Gib acht, was du sagst, Meitli!“ springt der Vater mit krebsrotem Kopf hoch. „Willst du mich verschimpfen?“

Mariannes Stimme klingt wieder um eine



Sie bleibt jedoch, die Hände auf die Lehne gestützt ...

Schattierung versöhnlicher, beinahe abbittend: „Ich habe dich ganz gewiß nicht verlezen wollen, Vater! Aber du mußt mir doch endlich glauben, daß Peter und sein Vater grundehrliche Menschen sind!“

„Marchsteinverschieber – grundehrlich . . .“, höhnt Jonas Bähler mit einem häßlichen Grinsen.

Da wendet sich Marianne erneut von ihm weg. Zwischen Tür und Angel sagt sie noch mit einer in Unbetracht ihrer feinen Züge unglaublich stählernen Stimme: „Am Tage, da Klaus Baumann klar und deutlich überwiesen werden kann, die strittige Feldmarch wider besseres Wissen verschoben zu haben, werde ich mich von Peter los sagen. Vorher nie! – Verlaß dich drauf, Vater!“ Damit ist sie aus dem Zimmer.

„Wirst nicht mehr lange auf diesen Tag warten müssen!“ knirscht Jonas Bählers verdrücktes Lachen brutal hinter ihr her.

Auf den Rosshändler Gruber aus Reutigen wartet jedoch der Auhofser am Sonntag vergeblich. Der Gruber hat unter der Woche in der Gegend Geschäfte zu verrichten gehabt. Dabei vernahm er von ein paar diskutierenden Bauern in der „Traube“ die an sich für ihn unwesentliche Geschichte des hängigen Feldmarchprozesses. Wesentlich begann ihm die Sache jedoch zu erscheinen, als die Bauern mit Rede und Gegenrede tiefer in die Hintergründe des Prozesses griffen und er als stummer Zuhörer in seiner Ecke herausbekam, daß der Auhof-Jonas den Lindenbauern regelrecht übers Ohr hauen wolle. Nicht genug damit – er bekam auch noch von den treibenden Kräften solch unredlichen Handelns zu hören, nämlich, daß der junge Lindenbauer mit der Marianne vom Auhof heimlich versprochen sei, der Alte sich aber wie ein leibhaftiger Teufel dagegen wehre und nun die ganze Geschichte auf diese schmußige Art zu hintertreiben gedenke. Wie man so vernehme, habe der Jonas auch schon einen besser Hintersekten für die Marianne irgendwo in einem Nachbardorf auf Lager . . .

Nun ist der Rosshändler Sepp Gruber vom Buchhof zu Reutigen ein Mann, der zwar ohne Ge wissensbisse gelegentlich eine fünfzehnjährige Mähre für zehnjährig verkaufen kann, oder aber, wenn der gutgläubige Räufer keine Spezialgarantie verlangt, einen Durchbrenner, den er

des Lasters wegen zum halben Preise erstanden, als vollwertiges Pferd. Doch dies hier ist schließlich kein Rosshandel – da geht es um Menschen. Die ganze Sache und besonders die Rolle, die er darin zu spielen gedenkt, widert ihn plötzlich an. Wenn die Karten so liegen wie er da eben hört, wird er ja bei der Marianne sowieso bloß verschwindende Aussichten haben!

Der Auhof-Jonas erhält am Montag eine Karte aus Reutigen, darauf ihm der Gruber mitteilt, daß er momentan, weil alle Ställe überfüllt seien und dazu just gerade nichts laufe, keine Fohlen mehr kaufen könne. Wegen dem andern muß Jonas den Bericht unguten Sinnes zwischen den Zeilen hervorknöbeln. Die Wut krümmt ihn wie des Gärtners Tritt einen Regenwurm, denn er glaubt, seine Tochter habe dem Buchhofer direkt abgeschrieben. Er macht ein Gesicht gegen das Mädchen, wie wenn er es lebendigen Leibes auffressen wolle und gönnit ihm die längste Zeit kein anständiges Wort mehr.

Die Marianne aber geht durch die Tage, wie wenn nichts geschehen wäre. Eigentlich kann sie sich des Grubers Fernbleiben selbst nicht erklären, nimmt es jedoch dankbar als Fingerzeig eines göttlichen Geschiedes hin, der ihr erneut beweist, daß der von ihr beschrittene Weg doch der wahrhaftige ist. Einmal sagt sie wie beiläufig zu ihrem Bruder, daß man das rotbraune Fohlen nun wohl behalten werde, wenn sich kein Händler mehr zeige. Jonas Bähler, der diese Worte mit halben Ohren gehört hat, knurrt wütend in sich hinein: „Wart nur, du Krottenmeitli! Es ist noch nicht aller Tage Abend!“ *

In beträchtlichem Umkreis recken die Bauern ihre Köpfe. Der Marchhandel zwischen dem reichen Auhofser und dem Lindenbauer, um einer eigentlichen Bagatelle willen begonnen, dann dank seiner Hintergründe zum monatelangen Gesprächsstoff der Wirtsstuben, Sennereien und Dorfplätze geworden, soll nun doch zugunsten Jonas Bählers entschieden worden sein!

Zwar kann, wie es sich rasch und nicht ohne Genugtuung herumspricht, der proßige und gewalttätige Auhofser nicht auf dem erhofften Hochgenusse heimreiten, seinen Feldnachbar als Marchverschieber verurteilt zu sehen. Das Ge-

richt ist zum weisen Schluß gekommen, daß Klaus Baumann nicht wider besseres Wissen gehandelt, sondern, da seit Jahren, eventuell schon vor der Erwerbung des Grundstückes durch den Beklagten, keine gültigen Marchzeichen vorhanden waren, vollständig unbewußt zu weit geachtet habe. Es werden ihm die Hälfte der Verfahrenskosten auferlegt. Sodann hat er nach neuer, grundbuchamtlicher Vermessung einen Zipfel Ackerlandes, zwei Meter im Geviert etwa, an den Kläger Jonas Bähler vom Auhof abzutreten.

Das Urteil wird, wenn keiner der direkt Beteiligten in unmittelbarer Nähe ist, leidenschaftlicher diskutiert als der bisherige Prozeßverlauf. Einige verdammen das Gericht, andere den Auhofer. Die Besonneneren heben die wirklich etwas unklaren Marchverhältnisse hervor, die das Gericht zu entwirren hatte. „Sie hätten dem Klaus ja auch eine halbe Ure abzwadern können“, macht einer achselzuckend. „Statt dessen haben sie es bei dem winzigen Zipfel – praktisch lediglich eine bloße Geste, bewenden lassen. Der Auhofer erhält also nicht viel – und dem Lindenbauer ist wenig genommen worden.“

„Aber er hat ungerechterweise eine schöne Summe Gerichts- und Advokatenkosten zu bezahlen“, argumentierte einer der über den Richterspruch Unzufriedenen.

„Dafür erntet der Bähler über seinen neuesten Gebietszuwachs auch mehr allgemeinen Spott als der Baumann ob seiner Niederlage. – Wie groß ist der gewonnene Zipfel eigentlich?“

Das will anfänglich niemand wissen. Man sei bei der jüngsten Vermessung nicht dabeigewesen, und der Auhofer hänge die Flächenmaße seines neuwonnenen Bodens nicht an die große Glocke. Doch plötzlich sagt irgendwo in einem Winde jemand mit zuckenden Schultern: „Oh, so zwei bis drei Quadratmeter etwa – schäze ich.“ Ein allgemeines Richern steht in der Wirtsstube auf. In dieses Spottlächeln, das dem reichen Auhofer gilt, fällt nach einer Weile des Schuhmacher Ledermanns trockene Stimme: „Gerade soviel, wie er braucht, wenn er einst nichts mehr braucht...“

Der Schuhmacher studiert oft bei der einsamen Arbeit in seiner niedern Bude über recht sonderbare Dingen, die den Bauern, deren Schuhwerk er fließt, in eine allzutiefe Gedankenwelt

reichen. Sein Studium trägt ihm daher auch mehr lächelnde Blicke als glänzende Lorbeerne ein. Heut jedoch lächelt keiner. Selbst das vorangegangene Richern verstummt augenblicklich. Alle scheinen mit dem Hinweis des bescheiden vor seinem Dreier höckelnden Schusters irgendwie auch an die eigene Vergänglichkeit erinnert worden zu sein.

*

„Marianne“, sagt Jonas Bähler so behutsam als es sein Wesen gestattet, „einst hast du mir dein Wort gegeben, dich von Peter zu lösen, wenn mein Vater den Prozeß verlieren werde ...“

„Du irrst dich!“ blickte seine Tochter mit einem großen Staunen auf. „Meine Bedingung lautete: wenn Klaus Baumann als Marchsteinverschieber gebrandmarkt werden würde!“

„Das Gericht vermochte es leider nicht genau zu ermitteln“, macht der Vater bedauernd. „Immerhin besteht die Möglichkeit ...“

Empört aber steht Marianne jetzt vor ihm. „Du willst mich irreführen, Vater! Ganz genau ermittelte es das Gericht, daß der Lindenbauer nicht wider besseres Wissen gehandelt hat! Er ist unschuldig. Was er dir von seinem Grund lassen muß, ist auf ein Versehen oder eine Unterlassungs-sünde seines Vorgängers und dir selbst zurückzuführen. Wenn nicht das Versehen gar unserem Gerichte passiert ist ...“

Nun scheint es mit des Vaters Beherrschung vorbei zu sein. „Du willst den Richterspruch anzweifeln?“ poltert er erregt los. „Hüte deine vorwitzige Zunge!“

„Ob der Richterspruch anzuzweifeln ist, spielt ja für dich und für mich bloß eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist lediglich, daß der Lindenbauer frei von direkter Schuld aus dem Handel hervorging.“

„Mit genügend Phantasie kann sogar ein Totschläger reingewaschen werden!“ versetzt Jonas Bähler bissig.

Marianne sitzt jetzt wieder am Tisch, die Ellbogen aufgestützt, ihre Hände gefaltet, und blickt mit einer flehenden Gebärde zum Vater hinüber. Noch einmal – zum letzten Mal, will sie jetzt als Bittende unter seinen Augen verweilen.

„Nimm doch endlich Vernunft an, Vater!“ fleht sie inbrünstig. „Versuche uns – Peter und mich – zu verstehen! Wir zwei haben einander

lieb, sind füreinander da. Eines bedeutet dem andern das ganze Leben. Und Peter ist nicht so arm, als daß er nicht eine Familie redlich durchbringen könnte. Er ist dereinst alleiniger Erbe..."

"... des Schuldengewerbleins!" höhnt der Vater mit unerweichtem Herzen. „Schuldenbäuerin ... dazu soll ich dir meinen Segen geben! Über kurz oder lang gar meine Unterschrift zu einer Bürgschaft! Und wenn's auch damit nicht mehr weitergeht in eurer Hungergrube, dann kann ich den ganzen Blast übernehmen, bloß um meine Tochter nicht armengenössig werden zu lassen! – Nein – nie! Solang ich meinen Verstand und meine gesunden Glieder habe nie!"

Marianne erhebt sich und schreitet entschlossen nach der Tür. „Wenn du so redest, Vater, dann gehe ich fort..."

„Wohin gehst du?" fragt Jonas Bähler, seinen Sessel halb umdrehend, mit grenzenlosem Staunen.

„Einfach fort! In die Linde vielleicht. Dann heiraten wir in zwei Wochen."

„Das wirst du nicht tun!" Wütend springt der Vater auf. Marianne steht jetzt in der offenen Türe. Mit zwei Schritten hat er sie erreicht und will sie in die Stube zurückzwingen. „Da bleibst, Meitli! Wir haben zu reden miteinander!"

Doch sie entwindet sich mit wieselhafter Geleitigkeit der Härte seines Griffes und schlüpft quer durch den Hausgang in ihr Zimmer. Der Auhofer hört das knirschende Geräusch eines sich vorschließenden Riegels. Eine Weile bleibt er in der Tür zur Wohnstube stehen und lauscht. Ob sie die Drohung vom Fortgehen im Ernst ausgestoßen hat? Der heutigen Jugend mit ihrem mangelnden Respektgefühl gegenüber dem Alter ist allerhand zuzutrauen.

Langsam geht Jonas Bähler in die Stube zurück und öffnet ein Fenster, das man vorhin des plötzlich aufgestandenen Windes wegen geschlossen hat. Draußen brütet eine dumpfe, gewitterschwüle Hochsommernacht. Verhängnisgleich scheint irgend etwas in der Luft zu stehen. Doch der Auhofer vermag sich nicht klar zu werden darüber. Wie geheime Angst tappt es nach seinem Herzen. Lächerlich...! Er, der Auhofer Jonas Bähler, und Angst – vor nichts! Dennoch ist es da. Ob wohl das Gewitter derart drohend in der

Luft hängt? Mit einem Mal wird ihm das Wort des Schusters wieder bewußt, wie es ihm ein Freund kürzlich zugetragen: „... gerade soviel, wie er braucht, wenn er einst nichts mehr braucht.“ Verdammt, daß dieser blöde Vers ihm jetzt gerade wieder einfallen muß!

Eben will sich Jonas Bähler vom Fenster abwenden, wie er plötzlich stutzt. Huschte da nicht eben ein Schatten zwischen den Obstbäumen durch und verschwand gleich im Dunkel? Mit ein paar riesigen Schritten steht der Auhofer vor der Zimmertür seiner Tochter und rüttelt daran. Sie ist immer noch verschlossen. „Marianne!“ ruft er, erst bittend, beschwörend, dann als harten Befehl. Es wird ihm keine Antwort. Da wirft er mit einem kurzen Anlauf seine Hünen Gestalt gegen die Tür und sprengt sie aus dem Schloß. Leer gähnt ihm das Zimmer entgegen. Ein Fenster steht weit offen. Die ebenfalls halbgeöffnete Rastentür und eine gewisse Unordnung hinter derselben verrät, daß in Eile einige Sachen zusammengesucht worden sind. Der Auhofer weiß genug.

Einen Augenblick steht er wie eine riesige, in grobe Formen gemeißelte Steinsäule da. Doch rasch fährt Leben in die Gestalt. „Einholen – zurückbringen!“ braust es in Jonas Bähler. „Mit allen Mitteln verhüten, daß eine Dummheit geschieht – das bin ich dem Auhof und meinem Namen schuldig!“ Hastig schlüpft er in seine eben dastehenden Reitschuh, packt einen Hut und stürmt mit rasch übergeworfenem Wettermantel hinaus.

Das Gewitter scheint bereits über der Gegend zu stehen. Eben fallen vom Wind gepeitscht, die ersten heftigen Tropfen. Die Donnerschläge poltern immer näher – die Blitze zucken greller, blendender aus dem wolken schwarzen Himmel zur nächtlichen Erde nieder. Jedes Mal, wenn einer aufleuchtet, sucht Jonas Bähler rasch seinen Weg. Jetzt eilt er über abgeerntete Stoppeläcker. „Hier in der Nähe muß die strittige Feldmarch liegen...“, denkt er im hastenden Laufe. Und plötzlich ist sie wieder da, des verschrobenen Schuhmachers Mahnung: ... wenn er einst nichts mehr braucht...! „Herrgott – wenn der Blitz nun gerade hier niedergefahren und mich erschlagen würde!“ denkt der Auhofer erschauernd, und mit diesem

Gedanken wird es ihm erstmals bewußt, daß er mit seinem Handeln sehr wohl die Möglichkeit eines eigentlichen Gottesgerichtes herausbeschworen haben könnte. --- *

„Hier irgendwo muß es gewesen sein“, sagt Marianne schaudernd, währenddem sie mit Peter über den nächtlichen Stoppelacker hastet. „Er wird den kürzesten Weg genommen haben, wenn er mich einholen wollte. Auch ich eilte hierdurch.“

„Schwierig, in dieser Dunkelheit etwas zu erkennen“, macht Peter bedenkllich. „Die Blitze leuchten uns nicht mehr – das Gewitter scheint vorbeigezogen zu sein. Bist du auch ganz sicher, einen Schrei gehört zu haben?“

„Bestimmt war es ein menschlicher Schrei – mitten im Donnertrachen. O mir bangt, daß ihm Furchtbares zugestochen ist!“

Plötzlich packt Peter das Mädchen am Arm. „Du – dort vorn, liegt da nicht etwas wie ein schwerer Körper am Boden?“

Jetzt knauern sie bei ihm. Jonas Bähler lebt noch. In seiner ganzen Größe und Mächtigkeit hingestreckt liegt er da. Die eine Seite, von der Schläfe bis zum Fuß, muß der Blitzstrahl ihm gelähmt haben. Mit geöffneten Augen scheint er Worte zu formen, wie er die zwei dunklen Gestalten über sich erblickt. Doch seine dicken Lippen bewegen sich, ohne daß ein Laut zwischen ihnen hervorkommt.

„Ich hole den Vater – und eine Bahre! Man muß ihn sofort wegtragen“, feucht Peter rasch entschlossen, erhebt sich und stürzt davon. Allein kniet das Mädchen neben dem Verunglückten. Jetzt bewegt der Vater seinen gesunden Arm. In einem seltsamen Bogen deutet er immer wieder vom Kopf nach den Füßen – von den Füßen wieder zum Kopf. „Ob auch sein Geist nicht mehr klar ist...?“ denkt Marianne verzweifelt.

Doch so klar wie gerade in diesen Augenblicken hat Jonas Bähler wohl noch nie in seinem ganzen Leben die Dinge erschaut. Es gelingt ihm endlich auch, die seltsame Bewegung seines linken Armes mit geflüsterten Worten zu deuten. „Marianne...“, stammelt er, „Marianne, mein Kind... Einmal hat jeder Mensch Boden genug.“



Jetzt knauern sie bei ihm.

An wenigem. Ich brauche bloß mehr soviel, wie ich dem Lindenbauer abgenommen – zwei Meter im Quadrat...“ Seine linke Hand liegt jetzt still auf der Brust. Doch Marianne hat ihre Bewegung nun verstanden. Die Länge und Breite eines Grabes zeigte sie an...

Und nochmals, als hätte er zu eilen mit seinem Bericht, formen sich des Auhofers trockene Lippen: „Nicht der Blitz hat mich getroffen – es war Gottes Hand, die herniederfuhr! Der Blitz hätte mich gleich getötet – er aber wollte mir

Zeit lassen, mein Leben nochmals durchzuleben... Ja, das habe ich getan, von jenem Moment an, da es mich umlegte, bis dann eure Schatten sich über mich beugten. Die ganze Lebensrechnung ist an meinen Augen vorübergezogen, und am Schluß sah ich, daß sie nicht aufging. Ja, sie geht nicht auf, Marianne! Ich habe mit dem Besitz gerechnet – mein ganzes Leben lang. So viel besaß ich jetzt! Und brauche bloß mehr das da..." Seine linke versucht wieder, die flächig kleine Fläche Boden zu umschreiben, darauf der hilflose Körper liegt. „Glaubst du, Marianne, daß man die Rechnung noch ändern kann? Wenn ich nur einen Tag – nur eine Stunde noch zu leben habe, dann möchte ich so leben, wie ich es fünfzig Jahre lang hätte tun sollen..."

Marianne findet kaum ein Wort über all diesem Geschehen – das plötzliche seelische Wachsen ihres unglücklichen Vaters beeindruckt sie im Augenblick mehr, als die über seinen Körper hereingebrochene Tragik. Und doch wartet der Daliegende auf etwas – nur ein einziges Trostwort von ihr!

In ihre kindliche Hilflosigkeit fällt plötzlich von irgendwoher ein Lichtstrahl. „Ja, ich glaube es, daß man sie noch ändern kann!" hört sie sich über den Verunglückten flüstern. „Der Schächer am Kreuz hat sie auch noch ändern können..."

Jonas Bähler bewegt seine Lippen nochmals, doch der Mund bleibt stumm. Marianne versteht den Dank trotzdem. –

Erst zwei Tage später stirbt der Auhofer. Vorher war er noch zu wiederholten Malen bei klarem Bewußtsein. In einer dieser Stunden hat er im Beisein seiner Kinder und eines amtlichen Schreibers verfügt: Der Hof gehört Christian. Er hat seine Schwester nach Brauch und Recht auszusteuern. Sodann ist am Tage, da sich Marianne verheiratet, der Grenzacher gegen die Linde hin im Flächenmaß von acht Tscharten vom Auhof abzutrennen und Marianne als Weibergut zu übergeben...

Etwas von dieser Testierung scheint schon am Tage des gewaltigen Leichengeleites durchgesickert zu sein. Doch die Bauern verhandeln nicht laut und erregt darüber wie beim einstigen Prozeß. Jeder scheint die Sache mehr in seinem Herzen zu sich selbst sprechen zu lassen. Der Schuhmacher Ledermann sagt leise zu dem neben ihm

Schreitenden: „Der Herrgott hat ihn rasch weggenommen – und doch schenkte er ihm noch genügend Zeit.“ Zeichnungen von Adolf Schär, Kilchberg

Der schlaue Elefant

Anläßlich des Gastspiels des Zirkus Knie in Buchs wurde vor einigen Jahren der große indische Elefant Dschumbo, ein dreißigjähriges Riesentier, plötzlich unwohl, verweigerte jede Nahrungsaufnahme und mußte erbrechen. Die Unternehmung zog daher sofort einen Tierarzt zu Rate, und der tüchtige Veterinär, Dr. Senn, mußte eine Kolik konstatieren, die dem armen Tier größte Beschwerden, ja sogar sein Leben in Gefahr brachte. Er ordnete eine Röftur an, in Erinnerung des alten Sprichwortes, daß Schnaps gut gegen die Cholera sei. Man nahm also 5 Liter gebrannten Wassers und vermischte es mit dem gleichen Quantum gekochten Wassers. Dschumbo, der in Krämpfen am Boden lag, trank die „Mixtur“ in einigen Minuten aus, schlief dann 8 Stunden lang, um sich daraufhin zu erheben und ein munteres Elefantengebrüll anzustimmen. Von Rachenjammer also gar keine Rede! – Nun hatte der Tierarzt angeordnet, daß dem Tiere, wenn es wieder Freßlust zeigen sollte, nur Heu verabreicht werden dürfe und nichts Rohes, Ungekochtes. Am nächsten Tage nahm der indische Dickhäuter wieder sein gewohntes großes Quantum gedörrtes Gras zu sich und fühlte sich wieder wohl. Der eintretende Tierarzt sah mit Vergnügen die gute Wirkung seiner Kurmethode und streichelte das genesene Tier freundlich. Sobald aber Dschumbo den Arzt erkannte, ließ er ein gewaltiges „Schmerzgebrüll“ los, legte sich auf den Rücken und spielte dann den Ohnmächtigen. Der ärztliche Helfer ließ sich aber durch diese hysterische Übung nicht verblüffen, füllte den Eimer scheinbar zur Hälfte mit Feuerwasser, in der Tat jedoch bloß mit reinem Brunnenwasser, und verabreichte dem Tier dieses Getränk. Mit sichtlicher Begeisterung strecte der Indier den Rüssel ins Gefäß, um aber den Inhalt sofort mit Entsetzen wieder auszuspeien. Nachher machte er noch während einer ganzen Stunde ein böses Gesicht, nicht ohne mit seinen intelligenten Augen gelegentlich das Schnapsgefäß wehmütig zu betrachten.